

## Sechzehntes Kapitel.

### Frau von Saint-Meran.

Es war wirklich eine düstere Scene in dem Hause von Herrn von Villefort vorgefallen.

Nachdem die zwei Damen auf den Ball abgegangen, wohin sie zu begleiten alle Bitten von Frau von Villefort ihren Gatten nicht vermocht hatten, schloß sich der Staatsanwalt, seiner Gewohnheit gemäß, in sein Cabinet mit einem Haufen von Akten ein, welche jeden Andern erschreckt hätten, die jedoch, in den gewöhnlichen Zeiten seines Lebens, kaum genügten, um seinen kräftigen Arbeiterappetit zu befriedigen.

Doch diesmal waren die Aktenstöße nur Sache der Form, Villefort schloß sich nicht ein, um zu arbeiten, sondern um nachzudenken; nachdem der Befehl gegeben war, ihn nur bei Vorfällen von großer Wichtigkeit zu stören, setzte er sich in seinen Lehnstuhl und fing noch einmal an, in seinem Gedächtniß Alles zu durchgehen, was seit sieben bis acht Tagen den Becher seines finstern Kummers und seiner bittern Erinnerungen überflößen machte.

Statt die vor ihm aufgehäuften Aktenstöße anzugreifen, öffnete er sodann eine Schublade seines Bureau und zog den Bund seiner persönlichen Notizen hervor, . . kostbare Manuscripte, unter denen er mit Ziffern, die nur ihm bekannt waren, die Namen aller derjenigen classificirt und mit Etiquetten versehen hatte, welche auf seiner politischen Laufbahn, bei seinen Geldangelegenheiten, bei seinen Verfolgungen vor Gericht oder bei seinen geheimnißvollen Liebshäften seine Feinde geworden waren.

Ihre Zahl war furchtbar, heute wo er zu zittern

anfang; und dennoch hatten ihn alle diese Namen, so mächtig und so furchtbar sie auch waren, oftmals lächeln gemacht, wie der Reisende lächelt, der von dem höchsten Gipfel des Gebirges herab zu seinen Füßen die spitzigen Fesseln, die rauhen, beschwerlichen Wege und die Klüften der Abschüffe erblickt, an denen er, um auf die Höhe zu gelangen, so lange und auf eine so peinliche Weise hatte umherklettern müssen.

Als er alle diese Namen in seinem Gedächtniß durchgegangen, als er sie wiedergelesen, gut studirt und in seinen Listen mit Commentaren versehen hatte, schüttelte er den Kopf und murmelte:

„Nein, keiner dieser Feinde hätte geduldig und in der Stille arbeitend bis zu dem Tage gewartet, zu dem wir nun gelangt sind, um mich nun erst mit diesem Geheimniß niederzuschmettern. Zuweilen, wie Hamlet sagt, dringt das Geräusch der am tiefsten verborgenen Dinge aus der Erde hervor und läuft, wie die Feuer des Phosphors, auf eine tolle Weise in der Luft umher; doch dies sind Flammen, welche einen Augenblick leuchten, um irre zu leiten. Die Geschichte wird durch den Corsen irgend einem Priester erzählt worden sein, der sie seinerseits wiederum erzählt hat. Herr von Monte Christo wird sie erfahren haben, und um sich aufzuklären . . .“

„Doch, wozu sich aufklären?“ fuhr Herr von Villefort nach kurzem Nachdenken fort; „welches Interesse kann Herr von Monte Christo, Herr Zaccane, der Sohn eines Rheders von Malta, der Ausbeuter eines Silberbergwerks in Thessalien, der zum ersten Male nach Frankreich kommt, welches Interesse kann er haben, sich über eine düstere, geheimnißvolle Thatsache, wie diese, aufzuklären? Witten aus den unzusammenhängenden Nachrichten, die mir von diesem Abbé Busoni und von diesem Lord Wilmore, von dem Freunde und dem Feinde, gegeben worden sind, tritt Eines klar, genau, scharf und offen vor meine Augen: in keiner Zeit, in keinem Fall,

unter keinen Umständen kann die geringste Berührung zwischen ihm und mir stattgefunden haben."

Doch Herr von Billefort sagte sich diese Worte, ohne selbst an das zu glauben, was er sagte. Das Schrecklichste für ihn war nicht die Enthüllung, denn er konnte leugnen oder sogar antworten; er kümmerte sich wenig um das: „Mene, tekem, upharsin," das plötzlich in blutigen Buchstaben an der Wand erschien; aber er beschäftigte sich darum, den Körper kennen zu lernen, dem die Hand gehörte, die es gezogen hatte.

In dem Augenblick, wo er sich selbst zu beruhigen suchte und sich, statt der politischen Zukunft, die er in seinen ehrgeizigen Träumen zuweilen in der Ferne erblickt hatte, aus Furcht, diesen seit langer Zeit schlummernden Feind zu wecken, eine auf die Freuden des häuslichen Herdes beschränkte Zukunft bildete, erscholl das Geräusch eines Wagens im Hofe; dann hörte er auf seiner Treppe den Gang einer betagten Person und Schluchzen und Weheklagen, wie dies die Diener finden, wenn sie sich durch den Schmerz ihrer Herren interessant machen wollen.

Er beeilte sich, den Kiegel seines Cabinets zurückzuziehen, und bald trat eine alte Dame, ohne angemeldet zu sein, ihren Shawl auf dem Arm und ihren Hut in der Hand, ein. Unter ihren weißen Haaren trat eine Stirne, matt wie vergelbtes Elfenbein, hervor, und ihre Augen, in deren Ecken das Alter tiefe Runzeln gegraben hatte, verschwanden beinahe unter der Anschwellung durch Thränen.

„Oh! mein Herr," sprach sie, „oh! mein Herr, welch ein Unglück, ich werde auch sterben; oh! ja, ich sterbe sicherlich ebenfalls."

Und sie sank in den Lehnstuhl, der zunächst bei der Thüre stand, und brach in ein Schluchzen aus.

Die Bedienten, welche auf der Schwelle standen und nicht weiter zu gehen wagten, schauten den alten Diener von Noirtier an, der, als er das Geräusch aus

den Zimmern seines Herrn hörte, herbellief und sich hinter sie stellte.

Billefort stand auf und ging auf seine Schwiegermutter zu, denn sie war es.

„Ei, mein Gott! was ist denn vorgefallen?“ fragte er, „was beugt Sie so sehr nieder? Begleitet Sie Herr von Saint-Meran nicht?“

„Herr von Saint-Meran ist todt,“ sprach die alte Marquise, ohne Einleitung, ohne Ausdruck und mit einer Art von Stumpfsinn.

Billefort wich einen Schritt zurück, schlug seine Hände an einander und stammelte:

„Todt! . . . so gestorben, so plötzlich gestorben?“

„Vor acht Tagen,“ sprach Frau von Saint-Meran, „stiegen wir nach Tische mit einander in den Wagen. Herr von Saint-Meran war seit einiger Zeit leidend; doch der Gedanke, unsere liebe Valentine wiederzusehen, machte ihn muthig, und er wollte trotz seiner Schmerzen abreisen, als er sechs Stunden von Marseille, nachdem er seine gewöhnlichen Pillen verschluckt hatte, von einem so tiefen Schläfe ergriffen wurde, daß mir die Sache nicht natürlich dünkte; ich zögerte jedoch, ihn aufzuwecken; plötzlich kam es mir vor, als röthete sich sein Gesicht und als schlugen die Adern seiner Schläfe heftiger als gewöhnlich. Da jedoch die Nacht eingebrochen war und ich nichts mehr sah, so ließ ich ihn schlafen; bald stieß er einen dumpfen, schmerzhaften Schrei aus, wie ein Mensch, der im Traume leidet, und warf mit einer ungestümen Bewegung seinen Kopf zurück. Ich ließ den Postillon halten, ich rief Herrn von Saint-Meran, wollte ihn an meinem Flacon mit flüchtigen Salzen riechen lassen: Alles war vorbei, er war todt, und ich kam Seite an Seite mit seinem Leichnam in Aix an.“

Billefort stand ganz verwundert und mit offenem Munde vor der alten Dame.

„Sie ließen ohne Zweifel einen Arzt rufen?“

„Auf der Stelle, doch es war, wie gesagt, zu spät.“

„Allerdings, aber er vermochte doch wenigstens zu erkennen, an welcher Krankheit der arme Marquis gestorben war?“

„Mein Gott! ja, mein Herr, er sagte mir, es scheine, es sei ein Schlagfluß gewesen.“

„Und was thaten Sie sodann?“

„Herr von Saint-Meran äußerte sich stets gegen mich, wenn er fern von Paris sterben würde, so wünschte er, daß man seinen Körper in die Familiengruft brächte. Ich ließ ihn in einen bleiernen Sarg legen und reiste ihm um ein paar Tage voran.“

„O mein Gott! arme Mutter!“ sprach Billefort, „solche Sorgen, nach einem solchen Schlage, und zwar in Ihrem Alter!“

„Gott hat mir bis zum Ende Kraft verliehen; überdies hätte er sicherlich für mich gethan, was ich für ihn gethan habe. Es ist wahr, seitdem ich ihn dort verließ, komme ich mir wie wahnsinnig vor. Ich kann nicht mehr weinen; wohl sagt man, in meinem Alter habe man keine Thränen mehr; es scheint mir jedoch, so lange man leidet, sollte man weinen können. Wo ist Valentine, mein Herr? Ihr zu Liebe kehrten wir zurück; ich will Valentine sehen.“

Billefort dachte, es wäre furchtbar, zu antworten, Valentine befände sich auf einem Ball, und sagte der Marquise nur, ihre Enkelin wäre mit ihrer Stiefmutter ausgefahren und man würde sie benachrichtigen.

„Auf der Stelle, mein Herr, auf der Stelle, ich bitte Sie,“ sprach die alte Dame.

Billefort nahm unter seinen Arm den von Frau von Saint-Meran und führte sie in ihre Wohnung.

„Ruhen Sie aus, meine Mutter,“ sagte er.

Die Marquise schaute bei diesen Worten empor, und als sie den Mann sah, der sie an ihre so sehr beklagte Tochter erinnerte, welche für sie in Valentine wieder auflebte, fühlte sie sich durch den Namen Mutter erschüttert, brach in Thränen aus und sank auf die Kniee

vor einem Fauteuil, in welchem sie ihr ehrwürdiges Haupt begrub.

„Billefort empfahl sie der Sorge der Frauen, während der alte Barrois ganz erschrocken wieder zu seinem Herrn hinaufflieg; denn nichts erschreckt die Greise so sehr, als wenn der Tod einen Augenblick ihre Seite verläßt, um einen andern Greis zu treffen.

Während Frau von Saint-Méran immer noch knieend aus der Tiefe ihres Herzens betete, ließ Billefort einen Wagen kommen und suchte bei Frau von Morcerf seine Frau und seine Tochter selbst auf, um sie nach Hause zu führen.

Er war so bleich, als er auf der Schwelle des Salon erschien, daß ihm Valentine mit dem Ausruf entgegenlief:

„O mein Vater! es ist irgend ein Unglück geschehen!“

„Deine gute Mama ist so eben angekommen, Valentine,“ sprach Herr von Billefort.

„Und mein Großvater?“ fragte das Mädchen zitternd.

Herr von Billefort antwortete nur, indem er seiner Tochter den Arm bot.

„Es war Zeit: Valentine wankte vom Schwindel ergriffen; Frau von Billefort beeilte sich, sie zu unterstützen, und half ihrem Manne sie nach dem Wagen bringen.

„Das ist doch seltsam,“ sagte Frau von Billefort, „wer hätte das vermuthen können? O! ja, ja, das ist seltsam.“

Und die ganze trostlose Familie entfloh auf diese Art und warf ihre Traurigkeit wie einen schwarzen Mantel auf den übrigen Abend.

Unten an der Treppe fand Valentine Barrois, der auf sie wartete:

„Herr Moirtier wünscht Sie diesen Abend zu sehen,“ flüsterte er ihr zu.

„Sagen Sie ihm, ich werde zu ihm kommen, sobald ich meine gute Großmutter verlasse,“ sprach Valentine.

In seinem Zartgeföhle hatte das Mädchen begriffen, daß diejenige, welche seiner zu dieser Stunde am meisten bedurfte, Frau von Saint-Meran war.

Valentine traf ihre Großmutter im Bett; stumme Liebfosungen, schmerzhaftc Anschwellungen des Herzens, unterbrochene Seufzer, brennende Thränen, dies waren die einzigen erzählbaren Umstände dieses Wiedersehens, dem am Arme ihres Gatten Frau von Billefort scheinbar wenigstens, voll Achtung, für die unglückliche Witwe beiwohnte.

Nach einem Augenblick neigte sie sich an das Ohr ihres Gatten und sagte:

„Ich will mich mit Ihrer Erlaubniß entfernen, denn mein Anblick scheint Ihre Schwiegermutter noch mehr zu betrüben.“

Frau von Saint-Meran hörte dies und flüsterte Valentine zu:

„Ja, ja, sie mag gehen, aber Du bleibst.“

Frau von Billefort entfernte sich, und Valentine blieb allein an dem Bette ihrer Großmutter; denn, bestürzt über diesen unvorhergesehenen Tod, folgte der Staatsanwalt seiner Frau.

Barrois war indessen wieder zu dem alten Noirtier hinaufgegangen; dieser hatte den ganzen Lärmen gehört und, wie gesagt, seinen Diener abgeschickt, um sich erkundigen zu lassen.

Bei seiner Rückkehr befragte das lebendige und besonders so gescheite Augen den Boten.

„Ach! mein Herr,“ sprach Barrois, „ein großes Unglück ist geschehen, Frau von Saint-Meran ist angekommen und ihr Gemahl ist todt.“

Herr von Saint-Meran und Noirtier waren nie durch eine tiefe Freundschaft verbunden gewesen; man kennt jedoch die Wirkung, welche stets auf einen Greis

die Kunde von dem Tode eines andern Greises hervor bringt.

Noirtier ließ das Haupt auf die Brust sinken wie ein Niedergebeugter oder wie ein Mensch, der denkt, dann schloß er ein einziges Auge.

„Fräulein Valentine?“ sagte Barrois.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Sie ist auf dem Ball, wie der gnädige Herr wohl weiß, denn sie kam in großer Toilette hieher, um Abschied zu nehmen.“

Noirtier schloß abermals das linke Auge.

„Ja, Sie wollen sie sehen.“

Der Greis bedeutete durch ein Zeichen, daß er dies wünsche.

„Nun, man wird sie ohne Zweifel bei Frau von Morcerf holen; ich erwarte ihre Rückkehr und sage ihr, sie möge heraufkommen. Ist es so?“

„Ja,“ antwortete der Gelähmte.

Barrois wartete, wie wir gesehen, auf die Rückkehr von Valentine und sagte ihr den Wunsch ihres Großvaters.

Kraft dieses Wunsches ging Valentine zu Noirtier hinauf, als sie Frau von Saint-Meran verließ, welche so aufgereggt sie auch war, endlich der Müdigkeit unterlag, und in einen fieberhaften Schlaf verfiel.

Man hatte in den Bereich ihrer Hand einen Tisch gestellt, auf welchem eine Flasche mit Orangeade, ihrem gewöhnlichen Getränke, und ein Glas standen.

Dann hatte, wie gesagt, das Mädchen die Marquise verlassen, um zu Noirtier hinaufzugehen.

Valentine umarmte den Greis, der sie so zärtlich anschaute, daß das Mädchen abermals Thränen, deren Quelle es vertrocknet glaubte, seinen Augen entströmen fühlte.

Der Greis verharrte bei seinem Blicke.

„Ja, ja,“ sprach Valentine, „Du willst mir sagen, ich habe immer noch einen guten Großvater?“

Der Greis bedeutete durch ein Zeichen, daß es wirklich dies sei, was sein Blick sagen wolle.

„Ach! zum Glücke,“ versetzte Valentine. „Mein Gott, was würde sonst aus mir werden?“

Es war ein Uhr Morgens. Barrois hatte Lust, sich niederzulegen, und bemerkte daher, nach einem so schmerzhaften Abend bedürfe Jedermann der Ruhe. Der Greis wollte nicht sagen, seine Ruhe sei es, sein Kind anzuschauen. Er verabschiedete Valentine, der die Ermattung und der Schmerz in der That ein leidendes Aussehen verliehen.

Als sie am andern Morgen bei ihrer Großmutter eintrat, fand sie diese im Bette; das Fieber hatte sich nicht gelegt, es brannte im Gegentheil ein düsteres Feuer in den Augen der Marquise, und sie schien einer heftigen Nervenauflregung preisgegeben zu sein.

„Oh! mein Gott! gute Mama, leiden Sie mehr?“ rief Valentine, als sie alle diese Zeichen der Aufregung wahrnahm.

„Nein, meine Tochter, nein,“ sprach Frau von Saint-Meran; „aber ich erwartete mit Ungeduld Deine Erscheinung, um Deinen Vater holen zu lassen.“

„Meinen Vater?“ fragte Valentine unruhig.

„Ja, ich will ihn sprechen.“

Valentine wagte es nicht, sich dem Wunsche ihrer Großmutter, dessen Ursache sie überdies nicht kannte, zu widersetzen, und einen Augenblick nachher trat Billefort ein.

„Mein Herr,“ sagte Frau von Saint-Meran, ohne irgend einen Eingang und als hätte sie befürchtet, es könnte ihr an Zeit gebrechen, „Sie haben mir geschrieben, es handle sich um eine Heirath für dieses Kind?“

„Ja, Madame,“ antwortete Billefort, „und es ist sogar mehr als ein Plan, es ist eine Uebereinkunft.“

„Ihr Schwiegersohn heißt Franz d'Epinau?“

„Ja, Madame.“

„Er ist der Sohn des General d'Epinau, der zu der Unserigen gehörte und einige Tage, ehe der Usurpator von der Insel Elba zurückkehrte, ermordet wurde?“

„So ist es.“

„Diese Verbindung mit einer Enkelin des Jacobiners widerstrebt ihm nicht?“

„Unsere bürgerlichen Zwistigkeiten sind glücklicher Weise erloschen, meine Mutter,“ sprach Billefort; „Herr d'Epinau war bei dem Tode seines Vaters beinahe ein Kind; er kennt Herrn Moirtier sehr wenig, und wird ihn, wenn nicht mit Vergnügen, doch wenigstens mit Gleichgültigkeit sehen.“

„Es ist eine schickliche Partie?“

„In jeder Beziehung.“

„Der junge Mann? . . .“

„Erfreut sich der allgemeinen Achtung.“

„Er ist anständig?“

„Er ist einer der ausgezeichnetsten Männer, die ich kenne.“

„Während dieser ganzen Unterredung war Valentine stumm geblieben.“

„Wohl, mein Herr,“ sprach Frau von Saint-Meran nach kurzem Nachdenken, „Sie müssen sich beeilen, denn ich habe wenig Zeit mehr zu leben.“

„Sie, Madame! Sie, gute Mutter!“ riefen gleichzeitig Herr von Billefort und Valentine.

„Ich weiß, was ich sage,“ versetzte die Marquise; „Sie müssen sich also beeilen, damit sie, in Ermangelung ihrer Mutter, wenigstens ihre Großmutter hat, um ihre Ehe zu segnen. Ich bin die Einzige, die ihr noch von Seiten meiner armen Renée bleibt, die Sie so schnell vergessen haben, mein Herr.“

„Ah! Madame, Sie bedenken nicht, daß ich diesem armen Kinde eine Mutter geben mußte.“

„Eine Stiefmutter ist nie eine Mutter, mein Herr. Doch es handelt sich nicht um dieses, sondern um Valentine; lassen wir die Todten ruhen.“

Alles dies wurde mit einer solchen Geschwindigkeit und mit einem Ausdrücke gesprochen, daß in diesem ganzen Gespräche etwas lag, was einem Anfang von Delirium glich.

„Es soll nach Ihrem Wunsche geschehen, Madame,“ sagte Billefort, „und dies um so mehr, als Ihr Wunsch mit dem meinigen im Einklang steht; sobald Herr d'Espinay nach Paris zurückgekehrt ist . . .“

„Meine gute Mutter,“ unterbrach ihn Valentine, „die Schicklichkeit, die völlig neue Trauer . . . würden Sie eine Ehe unter so trüben Auspicien schließen wollen?“

„Meine Tochter,“ versetzte rasch die Großmutter, „keine solche Alltagsreden, welche schwache Geister verhindern, auf eine solide Weise ihre Zukunft zu gründen. Ich habe auch an dem Sterbebette meiner Mutter geheirathet und bin darum nicht unglücklich gewesen.“

„Abermals dieser Todesgedanke, Madame!“ rief Billefort.

„Abermals! immer . . . ich sage Ihnen, daß ich sterben werde, hören Sie? Nun wohl! ehe ich sterbe, will ich meinen Sidam sehen; ich will ihm befehlen, meine Enkelin glücklich zu machen, ich will in seinen Augen lesen, ob er zu gehorchen gedenkt; kurz, ich will ihn kennen lernen, um ihn aus der Tiefe meines Grabes aufzusuchen, wenn er nicht wäre, was er sein soll, wenn er nicht wäre, was er sein muß,“ fügte die alte Frau mit einem furchtbaren Ausdrücke bei.

„Madame,“ sprach Billefort, „Sie müssen die eraltirten Gedanken, welche beinahe an den Wahnsinn grenzen, von sich entfernen. Liegen die Todten einmal in ihren Gräbern, so schlafen sie darin, um sich nie mehr zu erheben.“

„Oh! ja, ja, gute Mutter! beruhige Dich,“ rief Valentine.

„Und ich, mein Herr, sage Ihnen, daß es nicht so ist, wie Sie glauben. Diese Nacht lag ich in einem

furchtbaren Schläfe; denn ich sah mich gleichsam schlummern, als ob meine Seele bereits über meinem Leibe schwebte: meine Augen, die ich zu öffnen mich anstrengte, schloßen sich unwillkürlich, und dennoch, ich weiß wohl, daß Ihnen dies unmöglich vorkommen wird, Ihnen, mein Herr, . . . ich sah mit geschlossenen Augen, auf derselben Stelle, wo Sie sind, aus jener Ecke kommend, in der eine Thüre ist, welche nach dem Ankleidezimmer von Frau von Billefort geht, geräuschlos eine weiße Gestalt hervortreten."

Valentine stieß einen Schrei aus.

"Das Fieber hatte Sie aufgeregt, Madame," sprach Billefort.

"Zweifeln Sie, wenn Sie wollen, doch ich bin dessen, was ich sage, gewiß. Ich sah eine weiße Gestalt; und als hätte Gott befürchtet, ich könnte das Zeugniß eines einzigen von meinen Sinnen verwerfen, hörte ich mein Glas verrücken, dasselbe, das hier auf dem Tische steht."

"Oh! gute Mutter, das war ein Traum."

"Das war so wenig ein Traum, daß ich die Hand nach der Glocke ausstreckte und daß der Schatten bei dieser Geberde verschwand. Die Kammerfrau trat mit einem Lichte ein."

"Doch sie hat Niemand gesehen?"

"Die Geister zeigen sich nur denjenigen, welche sie sehen sollen: es war die Seele meines Mannes. Wenn nun die Seele meines Mannes zu mir zurückkehrt, warum sollte ich nicht zurückkehren, um meine Enkelin zu vertheidigen? Dieses Band ist, wie mir scheint, noch viel unmittelbarer."

"Oh, Madame!" sprach Billefort, unwillkürlich in der Tiefe der Eingeweide erschüttert, "geben Sie diesen finsternen Gedanken keinen Nachdruck; Sie werden mit uns leben, Sie werden lange Zeit glücklich, geliebt, geehrt leben, und wir werden machen, daß Sie vergessen . . ."

„Nie, nie, nie!“ rief die Marquise. „Wann kommt Herr d'Epinau zurück?“

„Wir erwarten ihn jeden Augenblick.“

„Es ist gut; sobald er angekommen ist, benachrichtigen Sie mich. Eilen wir, eilen wir. Dann möchte ich auch gern einen Notar sehen, um mich zu versichern, daß unsere ganze Habe Valentine zukommt.“

„O! meine Mutter,“ murmelte Valentine, ihre Lippen auf die glühende Stirne der alten Frau drückend; „Sie wollen mich also tödten? Mein Gott! Sie haben das Fieber, nicht einen Notar muß man rufen, sondern einen Arzt!“

„Einen Arzt!“ sprach sie die Achseln zuckend, „ich leide nicht, ich habe nur Durst.“

„Was trinken Sie denn, gute Mama?“

„Du weißt wohl, wie immer meine Orangeade. Mein Glas steht dort, dort auf dem Tische, gib es mir, Valentine.“

Valentine goß die Orangeade aus der Flasche in ein Glas, nahm dieses mit einem gewissen Schrecken, und gab es ihrer Großmutter, denn es war dasselbe Glas, das, wie sie behauptete, der Schatten berührt hatte.

Die Marquise leerte das Glas auf einen Zug.

Dann drehte sie sich auf ihrem Kopfkissen um und wiederholte:

„Den Notar! den Notar!“

Herr von Billefort ging weg, Valentine setzte sich an das Bett ihrer Großmutter. Die Arme schien selbst sehr des Arztes zu bedürfen, den sie der alten Frau empfohlen hatte. Eine flammenartige Röthe brannte auf ihren Backenknochen, ihr Athem war kurz und feuchend und ihr Puls schlug, als ob sie das Fieber hätte.

Dies war so, weil Valentine an die Verzweiflung von Maximilian dachte, wenn er erfahren würde, daß Frau von Saint-Meran, statt eine Verbündete für ihn

zu sein, ohne ihn zu kennen, handelte, als ob sie seine Feindin wäre.

Mehr als einmal dachte Valentine daran, ihrer Großmutter Alles zu sagen, und sie würde nicht einen Augenblick gezögert haben, hätte Maximilian Morrel Albert von Morcers oder Raoul von Chateau-Menaud geheißten; aber Morrel war von plebejischer Abkunft, und Valentine kannte die Verachtung, welche die stolze Marquise von Saint-Meran gegen Alles hegte, was nicht von Geschlecht war. Ihr Geheimniß war also stets in dem Augenblick, wo es zu Tage ausgehen wollte, durch die traurige Gewißheit zurückgedrängt worden, daß sie es unnöthig preisgeben würde, und daß Alles verloren wäre, wenn dieses Geheimniß einmal zu Kenntniß ihres Vaters oder ihrer Stiefmutter käme.

So vergingen etwa zwei Stunden. Frau von Saint-Meran schief einen heißen, unruhigen Schlaf. Man meldete den Notar.

Obgleich diese Meldung sehr leise gemacht wurde, erhob sich doch Frau von Saint-Meran auf ihrem Kopfkissen.

„Der Notar?“ sagte sie, „er komme, er komme!“

Der Notar war an der Thüre, er trat ein.

„Gehe, Valentine,“ sprach Frau von Saint-Meran, „und laß mich mit diesem Herrn allein.“

„Aber meine Mutter . . .“

„Gehe, gehe.“

Das Mädchen küßte seine Großmutter auf die Stirne und entfernte sich, sein Taschentuch vor den Augen.

An der Thüre fand Valentine den Kammerdiener, der ihr sagte, der Arzt warte im Salon.

Valentine ging rasch hinab. Der Arzt war ein Freund der Familie und zugleich einer der geschicktesten Männer der Zeit; er liebte Valentine, die er zur Welt hatte kommen sehen, ungemein. Er besaß eine Tochter, ungefähr von dem Alter von Valentine; doch diese Tochter war von einer brustkranken Mutter geboren, und

das Leben des Arztes war eine beständige Furcht in Beziehung auf sein Kind.

„Ah,“ sagte Valentine, „mein lieber Herr d'Avrigny, wir erwarteten Sie mit Ungeduld. Doch vor Allem, wie befinden sich Madeleine und Antoinette?“

„Madeleine war die Tochter von Herrn d'Avrigny und Antoinette seine Nichte.“

Herr d'Avrigny antwortete traurig lächelnd:

„Antoinette sehr gut, Madeleine ziemlich gut. Sie haben mich holen lassen, liebes Kind. Es ist weder Ihr Vater, noch Frau von Villefort krank? In Beziehung auf Sie, obgleich man wahrnimmt, daß Sie sich von Ihren Nerven nicht freimachen können, setze ich voraus, daß Sie meiner auf keine andere Weise bedürfen, als damit ich Ihnen rathe, Ihre Einbildungskraft nicht so auf weitem Felde umherschweifen zu lassen?“

Valentine erröthete; Herr d'Avrigny trieb die Wissenschaft der Divination bis zum Wunder, denn er war einer von den Ärzten, welche das Körperliche stets auf moralischem Wege behandeln.

„Nein,“ sagte sie, „man hat Sie für meine arme Großmutter gerufen. Nicht wahr, Sie wissen, welches ein Unglück uns widerfahren ist?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ach!“ sprach Valentine, ein Schluchzen unterdrückend, „mein Großvater ist gestorben.“

„Herr von Saint-Meran?“

„Ja.“

„Plötzlich.“

„An einem Schlagfluß.“

„An einem Schlagfluß?“ wiederholte der Arzt.

„Ja. Und meine arme Großmutter hat nun der Gedanke erfaßt, ihr Gatte, den sie nie verlassen, rufe sie, und sie werde bald mit ihm wiedervereinigt sein. Oh! Herr d'Avrigny, ich empfehle Ihnen meine arme Großmutter.“

„Wo ist sie?“

„In ihrem Zimmer, mit dem Notar.“

„Und Herr Noirtier?“

„Immer derselbe, eine vollkommene Klarheit und Schärfe des Geistes, aber auch dieselbe Unbeweglichkeit, dieselbe Stummheit.“

„Und dieselbe Liebe für Sie, nicht wahr, mein gutes Kind?“

„Ja,“ erwiderte Valentine mit einem Seufzer, „er liebt mich sehr.“

„Wer sollte Sie nicht lieben?“

Valentine lächelte traurig.

„Und woran leidet Ihre Großmutter?“

„In einer sonderbaren Nervenauflregung; ihr Schlaf ist unruhig und seltsam. Sie behauptete diesen Morgen, während ihres Schlummers schwebte ihre Seele über dem Körper, und das ist doch Delirium; sie versichert mich, sie habe einen Geist in ihr Zimmer treten sehen, und das Geräusch gehört, den der Geist, ihr Glas berührend, gemacht haben soll.“

„Das ist sonderbar,“ sprach der Doctor, „ich wußte nicht, daß Frau von Saint-Méran solchen Hallucinationen unterworfen ist.“

„Es ist das erste Mal, daß ich sie so gesehen habe,“ entgegnete Valentine, „und sie hat mir diesen Morgen sehr bange gemacht, denn ich hielt sie für wahnwütig, und mein Vater, Sie kennen meinen Vater gewiß als einen ernsten Geist, nun, selbst auf meinen Vater schien die Sache einen starken Eindruck hervorzubringen.“

„Wir werden sehen,“ versetzte Herr d'Arigney; „was Sie mir da sagen, kommt mir ganz eigentümlich vor.“

Der Notar entfernte sich, man benachrichtigte Valentine, ihre Großmutter wäre allein.

„Gehen Sie hinauf,“ sagte sie zu dem Doctor.

„Und Sie?“

„Oh! ich wage es nicht, sie hat mir verboten, Sie holen zu lassen! dann bin ich, wie Sie sagen,

selbst aufgereggt, fieberhaft, mißstimmt; ich will einen Gang in den Garten machen, um mich zu erholen."

„Der Doctor drückte Valentine die Hand, und während er zu ihrer Großmutter hinaufging, stieg sie die Freitreppe hinab.

Wir brauchen nicht zu sagen, welcher Theil des Gartens der Lieblingsspaziergang von Valentine war. Nachdem sie zwei oder dreimal an dem Blumenbette hin und her gewandert, welches das Haus umgab, nachdem sie eine Rose gepflückt, um sie in ihren Gürtel oder in ihre Haare zu stecken, schritt sonst sie unter der düstern Allee fort, die zu der Bank führte, und von der Bank begab sie sich zu dem Gitter.

Diesmal machte Valentine, ihrer Gewohnheit gemäß, mehrere Gänge unter den Blumen, doch ohne davon zu pflücken: die Trauer ihres Herzens, welche noch nicht Zeit gehabt hatte, sich über ihre Person zu verbreiten, verwarf diesen einfachen Schmuck; dann wandelte sie ihrer Allee zu. Während sie fortschritt, kam es ihr vor, als hörte sie ihren Namen rufen. Sie blieb stehen.

Da gelangte der Ton deutlicher an ihr Ohr, und sie erkannte die Stimme von Maximilian.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

### Das Versprechen.

Es war wirklich Morrel, der seit dem Tage vorher nicht mehr lebte: mit dem Lebenden und Müttern eigenthümlichen Instinkte hatte er errathen, daß in